



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ich muß schon! schallte es zurück.

Während er ihr noch nachschaute, fiel ihm plötzlich die Bestellung seines Enkels ein; er brachte hastig die Pseife in der Brusttasche unter, legte die Hände als Schallfänger seitlich an den Mund und rief: Emma!

Na?

Ich soll dir auch einen Gruß ausrichten.

Ja gar! Wer läßt denn mich grüßen? Sie blieb stehn, ohne sich umzuwenden, den Kopf aufmerksam ein wenig zur Seite gewandt.

Mein Enkelsohn läßt dich grüßen — er heißt Fritz!

Er hörte sie fröhlich lachen, während sie hurtig fürbaß schritt.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Geschichte des Sozialismus. Im 12. und 13. Heft haben wir den ersten Band der Sammlung von Briefen und Aufsätzen der drei Häupter der deutschen Sozialdemokratie, die Franz Mehring bei F. H. W. Dietz Nachf. in Stuttgart herausgibt, ausführlich gewürdigt, weil er zeigt, wie einer der einflußreichsten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts das geworden ist, was er war. Dem zweiten, soeben erschienenen Bande, der Schriften von Marx und Engels aus der Zeit vom Juli 1844 bis November 1847 enthält, ist eine gleiche Bedeutung nicht beizumessen; die Klaghalgereien zwischen den Sozialisten und den Hegelianern und die der damaligen Sozialisten untereinander haben keine weltgeschichtliche Bedeutung und für uns Heutige kein Interesse. Doch findet man in dem dickleibigen Buche hier und da eine geschichtliche Thatsache, einen geistreichen oder richtigen Gedanken, die der Aufbewahrung wert sind, und die in einem kleinen Heftchen zusammenzustellen ein Verdienst gewesen wäre. Dahin gehört einiges aus der Verpottung der „Heiligen Familie“ (Bruno und Edgar Bauer), die Marx und Engels unter diesem Titel veröffentlicht haben. Die beiden Sozialisten sind den genannten Hegelianern gegenüber im Recht, soweit sie die Begriffsabgötterei bekämpfen: die Vorstellung, daß die Menschen nur dazu da seien, mit ihren Bestrebungen und Schicksalen abstrakte Wahrheiten zu beweisen, die Methode, Begriffe wie Geschichte, Selbstbewußtsein, Idee zu hypostasieren und sie wie wirkliche Wesen thätig sein zu lassen. Auch geißeln die Verfasser nach Gebühr die Unmaßung, daß sich jeder dieser Herren einbildete, in höchst eigner Person der absolute Geist zu sein. Dagegen waren sie im Unrecht, wenn sie den echt Hegelschen Gedanken von der Priorität des Geistes ablehnten und spotteten, bei Hegel erzeuge der Sohn, der Geist, die Mutter: die Natur. (Genau ausgedrückt, ist es bei Hegel die Idee, die als Natur von sich selbst abfällt und als Geist zu sich zurückkehrt.) Daß der Materialismus seit beinahe fünfzig Jahren wissenschaftlich überwunden und der Geist als das allein wahrhaft Seiende von der heutigen Philosophie anerkannt ist, durfte natürlich der Herausgeber im einleitenden Kommentar den Genossen nicht verraten. In dem Streit über das Verhältnis des Geistes zur Masse hatten beide Parteien Unrecht. Die Bauers verachteten die Masse und haßten sie als einen Hemmschuh des Geistes, während doch die führenden Geister ohne Volksmassen so wenig etwas vermögen wie der Einzelgeist ohne den Leib. Marx und Engels dagegen sehen in der Masse, und zwar gerade in der untersten Schicht der Masse die Trägerin des Geistes und halten sie für befähigt zur Durchführung einer erfolgreichen Revolution, wofür sie nur ihr wahres Interesse erkenne; denn wenn nicht hinter der revolutionären Idee ein mächtiges Interesse stehe, sei sie allerdings ohnmächtig. Hier vermittelt das

Christentum, das die Gliederung der Gesellschaft in Führer und Geführte, in Herren und Knechte, in verschiedene Berufsstände für göttliche Ordnung erklärt und den Herrschenden die Masse als Werkzeug und Material übergiebt mit dem Vorbehalt, daß sie die Pflicht haben, die Masse nach Möglichkeit zu durchgeistigen, und daß kein Herrschender das Recht hat, zu seinem eignen Genuß und Vorteil den Untergebenen seines Menschentums, seiner Persönlichkeit und seines Glücks zu berauben. Wo das in größerem Umfange der Fall ist, hat die Masse das Recht auf Revolution, freilich je länger je weniger die Kraft dazu, sodaß also der wirkliche Weg der Geschichte dem ihr von Marx vorgezeichneten gerade entgegengesetzt ist. Jenes Recht aber wird verstärkt durch einen Mißbrauch des Geistes, der häufig genug vorkommt, wenn er auch nicht die unverbrüchliche Regel ist, als die ihn Marx hinstellt. „Alle kommunistischen und sozialistischen Schriftsteller gingen von der Beobachtung aus, einerseits, daß selbst die günstigsten Glanzthaten ohne glänzende Resultate zu bleiben und in Trivialitäten auszulaufen scheinen, andererseits, daß alle Fortschritte des Geistes bisher Fortschritte gegen die Menschheit waren, die in eine immer entmenschtere Lage hineingetrieben wurde.“

Zu den in dem Buche erwähnten oder beleuchteten Thatfachen, die nicht genügend bekannt sind, gehört, daß die englischen Arbeiter der Chartistenzeit nicht die Freihändler, die Antikornzollliga, sondern die Tories zu Bundesgenossen gehabt haben. Engels und Marx unterstützten die deutschen Schutzzöllner aus folgendem Grunde. „Da die Bourgeoisie in Deutschland des Schutzes gegen das Ausland bedarf, um mit den mittelalterlichen Resten einer Feudalaristokratie und dem modernen »von Gottes Gnaden« aufzuräumen und ihr eigenes, innerstes Wesen rein und lauter zu entfalten, so hat auch die arbeitende Klasse ein Interesse an dem, was der Bourgeoisie zur ungeschmälerten Herrschaft verhilft. Erst wenn nur noch eine Klasse, die Bourgeoisie, ausbeutend und unterdrückend dasteht, wenn Not und Elend nicht mehr bald dem, bald jenem Stande oder bloß dem unbefchränkten Königtum und seinen Bureaukraten ins Schuldbuch geschrieben werden können: erst dann entspinnt sich der letzte entscheidende Kampf, der Kampf zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen, der Kampf zwischen der Bourgeoisie und dem Proletariat. Dann ist das Schlachtfeld von allen unnötigen Schranken, von jedem irreführenden Beiwerk gesäubert, die Stellung der beiden feindlichen Heere klar und übersichtlich.“ Der Leiter und Ordner der Weltgeschichte spinnt sehr langsam, und sein Gespinnst fällt allemal anders aus, als es seine menschlichen Handlanger planen. Heute, fünfundfünfzig Jahre später, sind die Feudalen noch nicht vernichtet; sie, die damals Freihändler waren, betreiben die Hochschutzzöllnerei im Bunde mit der Großbourgeoisie, und die Sozialdemokraten verstärken beiden gegenüber das schwache Häuflein der Freihändler. Daß für sie viel damit gewonnen wäre, wenn sie nur noch einen Heerhaufen sich gegenüber hätten, das heißt, wenn die „Soldateska“ bloß noch im Dienste des Großkapitals stünde, was ja in Belgien, in Frankreich, in England, in Nordamerika einigermaßen erreicht ist, das glauben sie heute wohl selber nicht mehr. Zudem sind wir von dieser reinlichen Scheidung heute weiter entfernt als damals. Die Zahl der einander kreuz und quer bekämpfenden Interessengruppen ist Legion, und die organisierten Lohnarbeiter sind noch lange nicht die stärkste dieser Gruppen. Engels hat sich übrigens im damaligen Zollstreit als einen so schlechten Propheten erwiesen wie Marx mit der weltgeschichtlichen Rolle, die er dem Proletariat zumutete. Engels glaubt nicht daran, daß Deutschland nach dem Rezepte List's ein England ebenbürtiger Industriestaat werden könne; das sind wir aber bekanntlich geworden. Und sollte dennoch das Unglaubliche geschehen, so, prophezeit Engels, würde die soziale Revolution die unmittelbare Folge davon sein; diese würde zunächst in dem ruinierten England ausbrechen und von da aus das Festland ergreifen. — Was Marx für die Nationalökonomie, und was die organisierte Lohnarbeiterbewegung für die Gesellschaft und den Staat geleistet hat, wird von allen Unterrichteten anerkannt. Das Marx'sche Evangelium aber hat der Gang der Entwicklung als reine Utopie enthüllt. Wenn sich nun der sehr gescheite

Herausgeber immer noch dumm stellt und glauben machen will, er halte dieses Evangelium für den Inbegriff aller Wahrheit und Weisheit und jeden, der nicht daran glaubt, für einen beschränkten Kopf, so wirkt das doppelt komisch in diesen Tagen, wo die belgischen und die schwedischen Arbeiter der Welt so arithmetisch genau gezeigt haben, wie viel und wie wenig sie vermögen, wo die englischen organisierten Arbeiter nach der richtigen Charakteristik, die der Vorwärts von ihnen entwirft, reaktionäre Künstler sind, die nichtorganisierten aber Nullen, die kein Politiker in Rechnung stellt, und wo das „Fest der Arbeit“ aus dem Stadium der Lächerlichkeit in das der Vergessenheit eingetreten ist.

Das Deutschtum in Tirol. Der Alldeutsche Verband giebt bei F. F. Lehmann in München ein Werk: Der Kampf um das Deutschtum in zwanzig Hesten heraus. Im siebenten, 1901 erschienen, behandelt H. Rabert: Das Deutschtum in Tirol. Seine Schrift ist kein Pamphlet, sondern eine mühsame historisch-statistische Studie, aber dem aufgewandten Fleiß entspricht leider nicht der Wert; sie ist eine wüste Materialsammlung, die über die Ursachen und den innern Zusammenhang der erzählten Vorgänge keinen Aufschluß giebt. Der Verfasser teilt seinen Stoff in die vier Abschnitte: Allgemeines; Kirchliches; Unterricht; Industrie, Handel, Land- und Forstwirtschaft, sowie Fremdenverkehr in der Gegenwart. Diese Einteilung verursacht zwei Übelstände, einmal, daß manche Dinge, wie der Bauernaufstand des sechzehnten Jahrhunderts, wiederholt abgehandelt werden, sodann, daß die Kirchen- und Unterrichtsgeschichte von ganz Österreich eingeflochten wird samt einem Stück politischer Geschichte der Monarchie einschließlich der Schicksale der Christlich-sozialen Partei und der Voß-von-Rom-Bewegung. Der Verfasser hätte besser gethan, wenn er zum Einteilungsgrunde die zwei Fragen gewählt hätte, die ihm vorgeschwebt haben, die er aber nicht ausspricht: Wie wirkt das Italienertum, und wie wirkt der Merikalismus auf das Tiroler Deutschtum ein? So wie in den Sudetenländern wirken das nationale und das religiöse Element in Tirol gewiß nicht zusammen. Dort liegt die Sache so, daß die Leute von Besitz und Bildung meist Deutsche und dabei seit der josephinischen Zeit unkirchlich, zum Teil entschieden kirchenfeindlich sind, der katholische Klerus sich darum meist aus dem Tschechien rekrutiert, womit zwei Gründe für die antideutsche Gesinnung des Klerus gegeben sind. In Tirol dagegen sind die Deutschen fromme, ja bigotte und fanatische Katholiken, und der Verfasser giebt ihnen das Zeugnis, daß sie trotzdem gute Deutsche bleiben; daß sich aber deutsche Gemeinden italienische Seelsorger oder Lehrer gefallen lassen müssen, kommt nicht vor. Der Kampf gegen den Merikalismus kann also in Tirol nur den Sinn haben, daß nach einer bei den Protestanten ziemlich allgemein herrschenden Meinung der Katholizismus an sich etwas Undeutsches sei, und daß man die Tiroler von ihm befreien müsse, um sie wieder zu echten Deutschen zu machen. Daran arbeiten nun auch der Scherer und seine Freunde, und es wäre also darzulegen gewesen, wie stark die Anhängerschaft dieses Blattes ist, und ob wirklich in ihm der echt deutsche Geist lebt, was nach den Geschichten, die seinem Herausgeber in Schönerers Organ nachgesagt werden, bezweifelt werden darf. Vor allem würde ein Mann, der eine auch noch so kurze Geschichte des Tiroler Deutschtums vom protestantischen Standpunkt aus schreibt, das Rätsel zu lösen haben, wie diese Tiroler Bauern, die sich im sechzehnten Jahrhundert so energisch gegen ihren Klerus erhoben haben, so bigotte Katholiken geworden sind, daß ihr Landtag den Toleranz- und Schulgesetzen der neuen Zeit den größten Widerstand entgegen gesetzt und die Glaubenseinheit des Landes bis vor zehn Jahren als sein heiligstes Gut verfolgten hat? Mit dem Worte Jesuiten ist doch nichts erklärt, wenn man diesen Ordensleuten nicht übermenschliche Kraft zuschreiben will, und die Soldateska der Ferdinandes thut auch noch nicht. Man muß bedenken, daß behauptet wird, 29 Dreißigstel der Bewohner der österreichischen Monarchie seien vor der Gegenreformation Protestanten gewesen (S. 91 der vorliegenden Schrift), daß die Trennung dreihundertjähriger beispielloser Unterdrückung treue, ja fanatische Katholiken ge-

blieben sind, und daß die Calvinisten des winzigen Hollands zu der Zeit, wo sie der spanischen Weltmacht siegreichen Widerstand leisteten, auch noch die katholische Mehrheit ihres kleinen Staates daniederzuhalten hatten, denn — es klingt unglaublich, ist aber, wie Wenzelburger nachgewiesen hat, wahr — die Reformierten blieben bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein in der Minderheit. Diese Tatsache ist so merkwürdig und dabei so unbekannt, daß wir die entscheidende Stelle aus dem zweiten Bande seiner Geschichte der Niederlande (S. 809) abschreiben müssen. „Trotz aller Gewaltmaßregeln war es nicht gelungen, den Katholizismus so zu vertilgen, wie dies in katholischen Ländern mit dem Protestantismus geschehn ist; zur Zeit Oldenbarnevelts bilden die Katholiken seiner Behauptung nach noch die Mehrheit, und zwar nicht nur in Gelderland, Friesland, Overijssel, Groningen und Utrecht, sondern selbst in Holland, wo in einer Konferenz von Präbikanten und Deputierten im Jahre 1587 konstatiert wurde, daß nicht der zehnte Teil der Einwohner der Provinz reformiert sei, und 1618 gab Oldenbarnevelt dem englischen Gesandten Carleton die Versicherung, daß die Papisten noch immer den reichsten und angesehensten Teil der Bevölkerung bildeten, und daß die Protestanten nicht den dritten Teil der Bewohner ausmachten. Und dennoch hat diese Minderheit den andern Teil zu rechtlosen Staatsbürgern herabgedrückt, die kein öffentliches Amt bekleiden durften, aber zu den öffentlichen Lasten und den vom Kriege geforderten Opfern in derselben Weise herangezogen wurden wie die Protestanten.“ Holland beweist also die Unüberwindlichkeit eines wirklich vorhandenen religiösen Glaubens in doppelter Weise, indem weder die Spanier den Calvinismus, noch die Calvinisten den Katholizismus auszurotten vermocht haben. — Auch der letzte Teil von Naberts Schrift enthält trotz seiner ganz unangemessenen Kürze (5 Seiten!) meist nur statistische Angaben, die mit dem Tiroler Deutschtum wenig zu thun haben; nur die kurzen Angaben über den Unterschied in der Lage der deutschen und der welschen Weinbauern und über die wirtschaftlichen Ursachen der Ausbreitung der italienischen Sprache und Nationalität gehören hierher, und diese wären zu einer ausführlichen Darstellung zu erweitern gewesen. Möge ein wirklicher Historiker den interessanten und wichtigen Gegenstand anpacken! Die Nabertsche Stoffsammlung wird ihm dabei einige Dienste leisten.

Philosophische Schriften. Wilhelm Wundt gliedert seine Einleitung in die Philosophie (Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1901) in drei Abschnitte. Der erste behandelt „die Aufgabe und das System der Philosophie“ und beweist, daß sie keineswegs durch die Ausbildung der Einzelwissenschaften ihr Dasein und ihre Berechtigung eingebüßt hat. Sie ist „die allgemeine Wissenschaft, welche die durch die Einzelwissenschaften vermittelten Erkenntnisse zu einem widerspruchsfreien System zu vereinigen und die von der Wissenschaft benützten allgemeinen Methoden und Voraussetzungen des Erkennens auf ihre Prinzipien zurückzuführen hat.“ Der zweite Abschnitt giebt eine vortreffliche kurz gefaßte Geschichte der Philosophie, in der auch die patristische und die scholastische Periode gebührend gewürdigt werden. Die Kirchenlehre charakterisiert folgender Satz: „Gegenüber allen Tendenzen, die entweder darauf ausgehn, den Glaubensinhalt zu rationalisieren, oder bemüht sind, ihm eine anschauliche, der Phantasie zugängliche mystische Form zu geben, ist das Streben der sieghaften Lehre immer dahin gerichtet, die Glaubenslehre als eine absolut mystische festzuhalten, welche ebensowenig von dem Verstande begriffen wie von der Phantasie anschaulich vorgestellt werden könne. Der rationalistischen und der phantastisch-mystischen setzt die orthodoxe Lehre die rein mystische Auffassung gegenüber.“ Der dritte Abschnitt stellt die Hauptrichtungen der Philosophie dar, die erkenntnistheoretischen (Empirismus, Rationalismus, Kritizismus), die metaphysischen (Materialismus, Idealismus, Realismus) und die ethischen (heteronome, transcendente und immanente Moralsysteme). Im Rationalismus werden wieder drei Richtungen unterschieden: der Apriorismus, der Ontologismus und der Panlogismus. Die Begründer des Panlogismus sind Fichte und Hegel. Wenn den zweiten Wundt

richtig verstanden hat, so konnte sich Marx die bekannte Umstülpung seines Meisters ersparen. Wundt meint nämlich, da bei Hegel das Sein an sich das reine Nichts und nur in seinen Erscheinungen wirklich sei, so sei damit der Gedanke einer jenseitigen Welt beseitigt und die Welt unsrer Erfahrung für die einzig wirkliche Welt erklärt. — Der berühmte Physiologe, der sich allmählich zum Philosophen entwickelt hat, hatte schon vor Hartmann seinen Dews gefunden in Edmund König, der „W. Wundt, seine Philosophie und Psychologie“ als 13. Band von Frommanns Klassikern der Philosophie (Stuttgart, 1901) herausgegeben hat, allerdings nur ein zierliches Bändchen, während der Hartmann von Dews ein umfangreiches Werk ist. Streng wissenschaftlich gehalten ist auch die Arbeit von König.

Als eine vortreffliche Einführung in die Philosophie haben wir Otto Liebmanns Gedanken und Thatsachen wiederholt empfohlen. Im vorigen Jahre ist (bei Karl J. Trübner in Straßburg) vom zweiten Bande das zweite Heft erschienen. In behaglicher Breite und ansprechender Form erörtert und beleuchtet der Verfasser die Gedanken und Thatsachen, mit denen die Forscher seit Jahrtausenden ihr Hirn zermartern, im vorliegenden Hefte Subjekt und Objekt, Sein und Geschehen, Stoff und Form, Materie und Geist, Einheit und Vielheit. Er zeigt, daß die Grundgedanken der ältesten Philosophie, wie des Parmenides unveränderliches Sein und des Heraklit unsfaßbarer Werdefluß (nicht zweimal tauchst du in denselben Strom) typische Gedanken sind, die sich allen Zeiten in immer neuen Verkleidungen unabweisbar aufdrängen, und er lehrt uns sogar von Zenos Paradoxien (Achill kann die Schildkröte nicht einholen) den Sinn verstehen. Die heutigen Kämpfe um die Descendenztheorie z. B. sind nur eine neue Form des alten Streits zwischen Realisten und Nominalisten, zwischen Platonikern und Aristotelikern. „Wir brauchen, schreibt Liebmann, nur die Definition aufzustellen: unter der platonischen Idee einer Naturgattung ist das Naturgesetz zu verstehen, nach welchem beim Zusammen treffen gewisser Bedingungen stets und überall ein Wesen von dem Typus dieser Gattung entstehen muß — dann stimmt die Ideenlehre mit den wesentlichen Grundgedanken der modernen Naturansicht viel besser überein, als der aus empirischer Beobachtung der Phänomene abstrahierte, über die Grundrätzel des organischen Lebens ratlos oder gleichgiltig hinweggehende Gedankenapparat der Descendenztheorie.“ Die Unlösbarkeit dieser Grundrätzel macht Liebmann auch im vorliegenden Heft wiederum so unwiderleglich klar, daß wir am liebsten den ganzen Abschnitt abschreiben möchten, der mit dem Satze beginnt: „Nur über das Ungewöhnliche wundert sich der gewöhnliche Kopf; über das Gewöhnliche erstaunt der ungewöhnliche Kopf. So erstaunte Newton darüber, daß ein Apfel vom Baume herunterfiel, und entdeckte infolgedessen das Gesetz der Gravitation. Nichts ist unbegreiflicher, als daß es Philosophen gegeben hat, die alles begreiflich fanden.“ Zu ihnen gehören auch die Herren, die aus Erblichkeit, Variabilität, Entwicklungsfähigkeit und Fortpflanzungsfähigkeit die Artenbildung erklären, ohne eine Ahnung davon, daß gerade diese vier Eigenschaften der Organismen das sind, was zu erklären wäre, wenn je die Möglichkeit der Erklärung geschafft werden könnte.

Kant hat ein Manuskript hinterlassen, das gedruckt etwa 1000 Seiten groß Oktav füllen würde. Es enthält ein vollständiges und ein unvollständiges Werk. Das vollständige: „Vom Übergang von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik“ hat Albrecht Krause herausgegeben. Das unvollständige: „Der Transcendentalphilosophie höchster Standpunkt: von Gott, der Welt und dem Menschen“ benutzt der genannte Gelehrte dazu, in dem Buche: Die letzten Gedanken Immanuel Kants (Hamburg, C. Boysen, 1902) die eigentliche Meinung Kants darzustellen, die in seinen gedruckten Werken vielfach durch eine ungeschickte Terminologie verdunkelt werde. Die beiden wichtigsten Enthüllungen, die uns hier dargeboten werden, sind, daß Kants Gott nicht der Erklärungsgrund der Welt, sondern nur eine Forderung der praktischen Vernunft und der Erklärungsgrund für das menschliche Pflichtgefühl ist, und daß man Kants Ding an sich all gemein mißverstanden hat. Nicht kantisch sei die unter dem Namen Kantianismus

bekannte Lehre, daß wir die wirkliche Welt nicht kennen und nicht kennen könnten, daß wir nur die Erscheinungen kennen könnten, die wirkliche Welt aber, die Welt der Dinge an sich, uns unbekannt bleiben müsse. Vielmehr lehre Kant ganz daselbe wie der gesunde Menschenverstand: „daß sowohl das Menschengeschlecht wie der einzelne Mensch in eine längst bestehende Welt hineingeboren ist, deren Gegenstände die Eigentümlichkeit haben, daß sie auf den schlummernden Geist des Kindes einwirken können, sodaß es Bewußtsein, Erkenntnis und Erfahrung bekommt. Die Gegenstände erzeugen weder unsern Geist, noch erzeugt unser Geist die Welt, aber wir können erst dann behaupten, daß die Welt sei, wenn wir mit Bewußtsein die Erfahrung davon gemacht haben.“ Das uns zu sagen, brauchte wohl eigentlich kein Säkulargeist zu erstehn, denn daß einer, der kein Bewußtsein hat, überhaupt etwas behaupten könne, ist auch vor Kant keinem Menschen eingefallen. Daß die Welt, wie man aus Kants Schriften gefolgert hat, ohne wahrnehmende Wesen nicht existieren würde, oder daß sie zwar auch unabhängig vom Menschen existiert, aber ohne die Qualitäten, wie Töne und Farben, die erst mittels der Sinne im menschlichen Bewußtsein erzeugt werden, das ist nach Krause ein augenfälliger Unsinn. — Welches Glück, daß Kant so dunkel geschrieben hat! Was hätten denn alle die Professoren, die ihr Leben der Kanterklärung gewidmet haben, wohl anfangen sollen, wenn sie gewußt hätten, daß Kant über Welt und Mensch nicht anders denkt als ihr Stiefelpußer? Vielleicht wäre ihnen nichts übrig geblieben, als diesem Konkurrenz zu machen. Und auch Dr. Paul Deußen, ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Kiel, hätte sein letztes Werk: *Die Elemente der Metaphysik* (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1902) ungeschrieben lassen müssen; denn er lehrt, den Standpunkt der Versöhnung aller Gegensätze habe die Menschheit „der Hauptsache nach erreicht in dem von Kant begründeten, von Schopenhauer zu Ende gedachten Idealismus, der an der ersten und ursprünglichsten aller Thatfachen festhält, daran nämlich, daß die ganze räumlich ausgebreitete Welt nie und nirgends besteht außer in dem Bewußtsein und daher nur ideal, d. h. nur Vorstellung ist.“ Dem Widerspruch, daß das Gehirn, ein Teil der räumlichen Welt, das Bewußtsein, dieses aber die räumliche Welt erzeugen soll, sucht er dadurch zu entkommen, daß er zwischen dem empirischen und dem transcendentalen Bewußtsein unterscheidet; jenes wird von der Welt erzeugt, dieses erzeugt und trägt die Welt. Wir nennen Gott, was er transcendentes Bewußtsein nennt, und denken uns im übrigen den Zusammenhang ebenso. Unsern Gottesbegriff kann Deußen freilich nicht annehmen, denn ihm, dem Schüler der weisen Brahmanen, ist Gott „das Prinzip der Verneinung“ und unpersönlich; wäre er persönlich, so wäre er ein begrenztes, „folglich egoistisches, folglich sündiges Wesen“; als Individuum da sein, das ist ja die Uründe. „Darum kann die Philosophie das höchste Ziel alles menschlichen Strebens, dem alle reine Gerechtigkeit, Nächstenliebe und Entsagung, alle Tugend und Heiligkeit entgegenführt, immer nur negativ als die Verneinung des Willens zum Leben und dieser ganzen Welt, in der er erscheint, zum Ausdruck bringen, wiewohl an sich vielmehr die Bejahung des Willens als Sinnlichkeit, Feigheit, weiche Genußsucht und kleinliches Leben am eignen Ich das negative und verwerfliche, hingegen das, was wir im Anschluß an einen Ausspruch Jesu Verneinung nennen, die Quelle alles Heroismus, aller Tapferkeit, Ausdauer und uneigennütigen Arbeit, aller Treue und Lauterkeit der Gesinnung und somit an sich nichts weniger als negativ, sondern vielmehr das wahrhaft Positive, Göttliche und Beseligende ist.“ Als moralisch läßt Deußen gute Handlungen nur gelten, soweit sie Akte der Selbstverneinung sind. Man kann den zart sinnigen und gemütvollen Deußen als die weibliche Seele des heutigen Pessimismus bezeichnen gegenüber dem verstandesscharfen, abstrakten und, wo er praktisch wird, hufarenmäßigen Hartmann. Darin stimmt jener mit diesem überein, daß er ebenfalls weder zum Selbstmord noch zum Quietismus oder zur indischen Askese verführen will, sondern in der leidbringenden Erfüllung der Berufspflichten die Selbstsucht überwinden lehrt. — Daß Tapferkeit und Pflichterfüllung oft zur Selbstvernichtung führen, ist richtig, daß sie der Selbstverneinung

entspringen, dagegen nur in einzelnen Fällen wahr. Der Wille zum Leben, sei es auch nur der Wille, daß andre glücklich leben sollen, erzeugt sicherlich im ganzen mehr Heroismus. Mag der Pessimismus manchem Ausnahmementischen zur höchsten Vollendung seiner Persönlichkeit verhelfen, der Durchschnittsmensch kann nur eine optimistische Philosophie brauchen; falls er nicht Christ zu sein vermag, etwa eine von der Art, wie sie Julius Duboc darbietet, der das Leben, und zwar das gesunde Leben, als ein Gut schätzt und glaubt, daß sich das Menschengeschlecht im ganzen langsam dem Ziel alles Lebens: völliger Gesundheit, nähere. Er begründet und verteidigt diese Ansicht auch in den philosophischen, ästhetischen, kultur- und zeitgeschichtlichen Studien und Skizzen, die er in seinem neuesten Buche unter dem Titel Streiflichter (Leipzig, Otto Wigand, 1902) zusammengefaßt hat.

Das jüdische Fehlerrecht. Aus Leserkreisen haben wir folgende Zuschrift erhalten: Mit vielem Interesse habe ich den Artikel von Herbert Meyer „Das jüdische Fehlerrecht“ in Nr. 29 der Grenzboten gelesen. Es sei mir erlaubt, die Angaben des Verfassers zu berichtigen. An einer Stelle heißt es: „Auch nach dem unter den europäischen Juden geltenden talmudischen Recht konnte der Käufer oder Pfandnehmer einer gestohlenen Sache immer Ersatz des darauf gegebenen verlangen, wenn er nur nicht gewußt hatte, daß die Sache gestohlen sei. Verdächtig konnte sie ihm vorkommen; er durfte sie auch von einem notorischen Diebe oder um einen Fehlerpreis kaufen, das schadete ihm in seinem Rechte nicht.“ Dies ist nicht ganz richtig. Nach § 356 des Schulchan Aruch Choschen Mishpat (worin das talmudische Recht niedergelegt ist) hat der Käufer eine Sache, die er von einem notorischen Diebe gekauft hat, dem frühern Eigentümer unentgeltlich zurückzugeben. Im § 358 heißt es: Jede Sache, bei der vorauszusetzen ist, daß sie gestohlen ist, ist verboten zu kaufen; deshalb darf man vom Viehhirten Wolle, Fett oder Lämmer nicht kaufen; überhaupt darf man von einer Person, die beim Verkaufen eines Gegenstandes dem Käufer sagt, daß er sie geheim halten soll, nicht kaufen. Der § 356 beginnt mit den Worten: Es ist verboten, einen gestohlenen Gegenstand zu kaufen; es ist dies eine große Sünde, da man den Übeltäter dadurch unterstützen würde und veranlassen, daß er noch mehr stehlen würde. Hiernach trifft die Bemerkung des Herrn Verfassers: „Und genau dieselben Rechtsgrundsätze, die uns so unmoralisch erscheinen, die aber der Talmud mit dem Bestreben nach Erleichterung des Verkehrs rechtfertigt, wurden von deutschen Königen in Privilegien zu Gunsten von Reichsfremden anerkannt!“ soweit es den Talmud betrifft, nicht zu. M. E.

Bibel und Babel. Der Assyriologe Friedrich Delitzsch hat bekanntlich am 13. Januar für die deutsche Orientgesellschaft in Gegenwart des Kaisers einen Vortrag gehalten, worin er nachzuweisen sucht, daß die jüdische Religion ein Ableger der assyrischen und die babylonisch-assyrische Litteratur die Quelle der Erzählungen des ersten Buches Moses sei. Diesen Vortrag hat er, mit schönen Illustrationen unter dem Titel: Babel und Bibel bei J. C. Hinrichs in Leipzig herausgegeben. Für die überraschenden Aufschlüsse über die assyrisch-babylonische Kultur, die uns die Assyriologen gewähren, sind wir selbstverständlich sehr dankbar, aber mit dem Versuch, die Erzählungen des ersten Buches Moses zu Plagiaten von assyrischen Schriftwerken zu stempeln, sind auch nicht alle Fachgelehrten einverstanden. Einer von ihnen, der des Assyrischen kundige Professor der Philosophie und Theologie Eduard König in Bonn, hat den Vortrag seines Kollegen in der Schrift: Bibel und Babel, eine kulturgeschichtliche Skizze (Berlin, Martin Warnack, 1902) sehr scharf kritisiert. Er führt darin hauptsächlich folgende Sätze aus. Man darf nicht glauben, daß die Keilschriften, weil sie auf unverwesliches Material eingegraben sind, sämtlich Urkundenwert hätten; Thontafeln waren eben das gewöhnliche Schreibmaterial am Euphrat und Tigris, und der Thon war so geduldig, wie heute das Papier. Viele der Keilschriften sind nicht Originalurkunden, sondern Abschriften von solchen, die in späterer Zeit, besonders unter Assurbanibal (668 bis 628

v. Chr.) angefertigt wurden, und zwar mit der Tendenz, den König zu verherrlichen, der sie verfertigen ließ, sodaß es also den Autoren wahrscheinlich nicht auf gewissenhafte Geschichtschreibung angekommen sein wird. Die Thontafeln sind zum Teil zerbrochen, die richtige Reihenfolge der Stücke ist nicht sicher zu ermitteln; die Schrift ist schwer lesbar und noch schwieriger zu deuten, viele Deutungen sind unsicher und zweifelhaft. Wäre aber auch in allen Fällen die Deutung, die Delitzsch vorzieht, unzweifelhaft richtig, so würde daraus weder das höhere Alter der assyrisch-babylonischen Schriftwerke, noch ihre Überlegenheit über die biblischen folgen. Sie und die biblischen Erzählungen können aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft sein, und das für die Wertschätzung Entscheidende ist nicht, was beide gemeinsam haben, sondern das, worin sie voneinander abweichen. Und gerade die charakteristischen Abweichungen der babylonischen Mythen von der Bibel: die wüsten polytheistischen Fabeln und die Verherrlichung der Anzucht, dazu die durch Bildwerte und Zinschriften bezeugte wilde Grausamkeit des Volkes und seiner Religion hat Delitzsch gar nicht erwähnt. In seinem kurzen Abriss der babylonischen Schöpfungsgeschichte z. B. läßt er gerade die Hauptsache weg, den Anfang, aus dem hervorgeht, daß die Götter ebenso entstanden gedacht werden wie die Menschen, und seine Deutung des Bildes zweier zu beiden Seiten eines Baumes sitzenden Personen auf die biblische Geschichte vom Sündenfall ist ganz willkürlich und höchst unwahrscheinlich. Daß in den Keilschriften einige biblische Erzählungen, wie Delitzsch behauptet, in ursprünglicherer Form ans Licht getreten seien, ist also unerwiesen; völlig unberechtigt aber ist es, wenn diese Form auch noch dazu die reinere genannt wird, man müßte denn das trübe Wasser des Gießbachs für rein und das durch menschliche Arbeit gereinigte für unrein erklären. Die Ausgrabungen am Euphrat fördern wertvolle Ergänzungen der Bibel zu Tage, aber darin liegt ihre Bedeutung nicht, daß sie zur Totengräberarbeit für die Wertschätzung der Bibel würden. Delitzsch mag Babel mit Recht das Hirn Vorderasiens nennen — was in der Bibel lebt, das stammt nicht aus der Welt: „In Babel strebte die Menschheit zum Himmel, in der Bibel ragt der Himmel in das arme Menschenherz hinein.“

Memoiren über Friedrich den Großen. Bei Robert Luz in Stuttgart sind in einer zweibändigen deutschen Übersetzung erschienen *Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin* von Dieudonné Thiébault (1804). Der Verfasser, dessen Sohn nachmals unter dem ersten Napoleon ein ausgezeichnete Generalstabsoffizier gewesen ist, kam auf Veranlassung D'Alemberts als Sprachlehrer 1765 an die Militärakademie nach Berlin, kehrte 1784 nach Frankreich zurück und vertrat mit Eifer und litterarischem Geschick die Ideen der neuen Zeit. Ein Jahr vor seinem Tode gab er sein Memoirenwerk über Friedrich den Großen heraus, das in einem wundervoll leichten, angenehmen lesbaren Französisch geschrieben ist, denn er war ein vortrefflicher Stilist und hatte schon 1774 eins der besten Bücher über den Gebrauch seiner Muttersprache veröffentlicht: *Essai sur le style*. Der König, der ihn auch als Ratgeber und Korrektor für seine Briefe und Akademieabhandlungen gebrauchte, hatte ihn gern; er war ein bescheidener Mann, der seine untergeordnete, aber wichtige Stellung mit Takt versah und, von aufrichtiger Verehrung für seinen hohen Herrn beseelt, seine Berliner Aufzeichnungen ohne allen Anspruch als die „Beobachtungen eines Kammerdieners“ veröffentlicht hat. In vier Gruppen geordnet behandeln sie die Person des Königs und seiner Geschwister, die fremden Gesandten und die Hofgesellschaft, die Zivil- und Militärverwaltung, alles in kurzen Schilderungen, persönlichen Zügen und anekdotischen Erzählungen. Die Mitteilungen haben durch ihre Lebendigkeit einigen Wert und bringen auch wohl noch etwas Neues für die Zeit, die Thiébault selbst erlebt hat; von den berühmten Männern aus des Königs Kreise hat er nur noch wenige und diese im hohen Alter kennen gelernt, Bieten, Möllendorf, Leopold von Dessau und Lentulus, und was er von ihnen und andern sagt, geht dem Standpunkt seiner Wahrnehmungen entsprechend durchaus auf das Persönliche ihres Privatlebens. Ebenso

was er von dem König erzählt, seinem einzigen Luxus, den 1500 Tabaksdosen, deren er vier bis sechs zur Zeit in Gebrauch hatte, der Lieblingsfarbe seiner Möbel, Rosa, und den Windspielen, die sie ihm zertrachten und zerbissen, so oft er sie auch neu überziehen ließ. Das koste zwar viel, pflegte der König zu sagen, aber eine Marquise de Pompadour würde ihm doch noch mehr kosten und dabei weniger anhänglich sein. Der König habe es übel vermerkt, wenn ein in Audienz Empfangener eins der anspringenden Tiere unversehens auf die Pfoten getreten habe, und es sei auf seine Stimmung einem Eintretenden gegenüber nicht ganz ohne Einfluß gewesen, ob diesen die Windspiele freundlich oder unwillig begrüßten. Ihn selbst — Thiebault — hätten sie niemals angebellt! Zu dem Kapitel der Einfachheit des Königs merkt er den Besitz von sechs Hemden an, die man jährlich erneut habe. Auch die königlichen Prinzen hätten nur soviel gehabt und namentlich nicht mehr ins Feld und zu den Manövern mitnehmen dürfen. Der ganze Troß des Prinzen Heinrich einschließlic seiner Kanzlei sei, wenn er in den Krieg zog, von zwölf Maultieren befördert worden. Wir zweifeln nicht, daß sich die Leser von unserm sympathischen Kammerdiener gern noch mehr erzählen lassen werden.

Litteratur

Über Kartelle. Von Dr. Josef Grunzel. Leipzig, Dunder und Humblot, 1902

Das Buch ist eine vortreffliche Thatfachen- und Materialiensammlung, in der der Leser nicht nur möglichst erschöpfend über die bestehenden Kartelle, ihre Entstehungsgründe, ihr Wesen und ihre bisherigen Wirkungen, sondern auch über die sehr verschiedenen Urteile, die von Volkswirten über sie gefällt sind, und über die eben so verschiedenen Vorschläge und Versuche eines staatlichen Eingreifens in die Kartellfrage reichliche Belehrung findet. Grunzel betont mit einem gewissen Stolz, daß er, wie in seinen frühern Schriften, auch in dieser an der Methode festhalte, „sich ein Urteil erst durch Beobachtung der Thatfachen zu bilden, statt aus der Theorie die Thatfachen zu erklären.“ Aber wie es vielen unser moderner Antitheoretiker in der Wirtschaftspolitik geht, so scheint auch er bei seiner Beobachtung der Thatfachen von theoretischen Voreingenommenheiten nicht ganz unbeeinflusst zu sein. Jedenfalls ist die folgende grundsätzliche Äußerung zur Kartellfrage entschieden „doktrinär.“

Entweder — so führt er aus — man bekenne sich „mit den Theoretikern zu dem Axiom der möglichst uneingeschränkten rücksichtslosen Bethätigung der individuellen Kräfte, mit einem Worte, zum wirtschaftlichen Individualismus,“ dann müsse man konsequenterweise „alle Kartelle verwerfen.“ Oder man glaube, daß für unser heutiges Verkehrsleben „ein anderer Grundsatz, nämlich der der gemeinwirtschaftlichen Organisation notwendig“ geworden sei, dann werde man die Kartelle von hier aus beurteilen müssen. Vor dem Kartellproblem stehe also die Vorfrage: welcher von den beiden genannten Ausgangspunkten zu wählen sei. Daß für unsre heutigen Verhältnisse der „Individualismus in der Wirtschaftspolitik“ gerechtfertigt sei, daß uns die „freie Konkurrenz unter allen Umständen“ den Fortschritt verbürge, sei zu verneinen, denn es bestehe kein Zweifel, daß der übermäßige Wettbewerb den doppelten Nachteil, „Kostensteigerung und Wertzerstörung, in vielen Produktionszweigen“ schon herbeigeführt habe. Das Heilmittel biete die „gemeinwirtschaftliche Organisation je nach den Bedürfnissen der einzelnen Interessengruppen.“ Die Kartelle seien der Versuch einer solchen Organisation. Die Behauptung: es gebe gute und schlechte Kartelle, sei ein „billiger Opportunismus.“ „Entweder ist das Prinzip des wirtschaftlichen Individualismus richtig, dann sind alle Kartelle von Natur aus schlecht, und es kann im einzelnen Fall nur auf mildernde Umstände plaidiert werden. Oder man redet einer gemeinwirtschaftlichen Organisation das Wort, dann hat jedes Kartell durch seine bloße Entstehung den Beweis seiner Not-